



NEUE STADT FELDBACH

Österreichische Post AG
RM 18A041471 K
8330 Feldbach

MÄRZ 2019
Ausgabe 26

Rot

LEBENS**KULTUR**
DAS MAGAZIN

Liebe Leserinnen und Leser!

■ Nach der gestalterisch zurückgenommenen, letzten Magazin-Ausgabe zum Thema „Weiß“ bot sich für dieses Mal etwas Kräftiges, Farbenprächtiges an. „Rot“ sollte diese Aufgabe bestens erfüllen, auch was die Vielfalt der Beiträge angeht. Mit rotem Haar befasst sich Starfriseur Mario Gutmann. Die Farbe Rot ist zum Markenzeichen der Malerin Herta Haas geworden. Mit roten Beeren als Symbol für Lebenskraft hat Obstbauer Johannes Christandl zu tun. Mit dem schwierigen Thema „Das Rot der Hölle“ setzt sich Pfarrer Rainer Parzmair auseinander. Blut-Rot wird es gelegentlich beim Tätowieren (Johann Verhovsek) oder in

Verbindung mit Vampiren (Roswitha Dautermann). Im roten Bereich agierten der Todeskugel-Fahrer Otto Pregartner (Text Johann Schleich) und Ironman Christian Ranftl. Zwei wunderbare Geschichten kommen von Literaturpreis-Gewinnern: Roman Wallner (1. Platz 2018) und Uli Wagner (3. Platz 2018); das sehr schöne Buch zum Wettbewerb ist noch im Stadtamt erhältlich. Von der „ehemals“ roten Sowjetunion berichtet Switlana Dizhefarowa.

Viel Freude beim Lesen wünscht

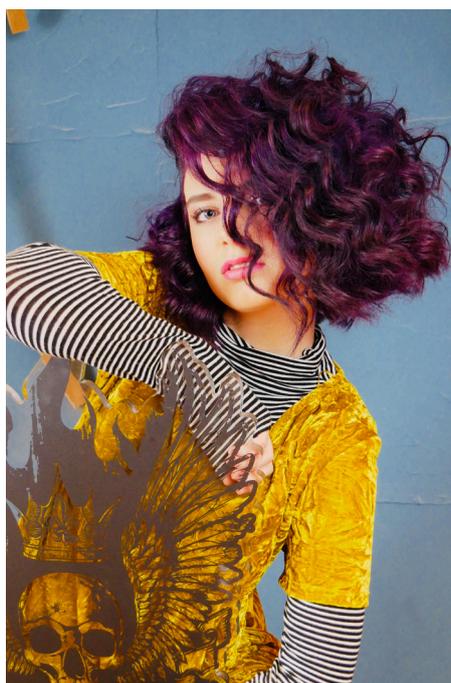
Ihr
Michael Mehsner

Inhalt

■ ALARMSTUFE ROT.....	von Mario Gutmann	Seite 3
■ ICH MALE DAS ROT	von Herta Haas	Seite 4
■ ROT – DIE FARBE, VON DER WIR LEBEN!	von Johannes Christandl	Seite 5
■ DAS ROT DER HÖLLE	von Rainer Matthäus Parzmair	Seite 7
■ SCHÖNHEIT, SCHMERZ, EWIGKEIT	von Johann Verhovsek	Seite 8
■ DER TODESKUGEL-FAHRER	von Johann Schleich	Seite 10
■ CHRISTIAN, YOU ARE AN IRONMAN!.....	von Christian Ranftl.....	Seite 12
■ DER ROTE KNOPF	von Uli Wagner.....	Seite 13
■ PROTANOPIE.....	von Roman Wallner	Seite 14
■ VON BLUT UND BLUTSAUGERN UND DER HEIMKEHR CARMILLAS	von Roswitha Dautermann	Seite 16
■ ERINNERUNGEN AN DIE SOWJETUNION	von Switlana Dizhefarowa	Seite 17

IMPRESSUM:

Herausgegeben von der NEUEN Stadt Feldbach, www.feldbach.gv.at,
Fotos: Autoren, Fotolia.com, Pixabay.com, Vulkanland/Bergmann,
Layout: www.conterfei.at, Druck: www.scharmer.at



VON MARIO GUTMANN

Alarmstufe Rot

■ Warum ist Rot so besonders? Die Haarfarbe einer Frau ist auch ein Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Egal ob naturrot oder rot gefärbt: Rothaarige Frauen gelten seit jeher als verführerisch, mystisch und geheimnisvoll. Rot ist nicht nur eine Signalfarbe, sondern wird auch oft mit Feuer und Leidenschaft assoziiert, was auf eine starke Persönlichkeit deuten lässt.

Meine Vision von Rottönen sind subtile Farbtöne. Durch die minimale Zugabe von Pink und Kupfer kreierte ich reine, pudrige, aber seidige Finishes.

Hinter dem Wörtchen „Rot“ verbirgt sich ein immenses Farbspektrum, das von warmem Rotbraun bis hin zu völlig artifiziellem Violett reicht.

Von Natur aus rotes Haar ist eine Seltenheit, nur etwa ein bis zwei Prozent der

Menschen weltweit sind echte Rotschöpfe. Die meisten Rothaarträgerinnen verdanken ihre leuchtende Mähne vielmehr Colorationen. Mittlerweile gehört Rot zu den Top-Favoriten unter den Haarfarben. Vor allem leuchtende Kupfernuancen haben es der Fashionwelt angetan. Denn: Sie sehen sehr natürlich und überhaupt nicht gefärbt aus. Aber auch Rot-Blondnuancen wie Erdbeerblond und Eisrotblond sind derzeit sehr angesagt.



Das Cover dieser Ausgabe zeigt eine Kreation von Mario Gutmann.



Weitere Bilder von Herta Haas finden Sie auf den Seiten 7, 13, 15 und auf der Cover-Rückseite.

Ich male das Rot ...

■ Als ich zu malen begann, war die Farbe Rot noch kein Thema für mich. Es dominierten alle Blautöne mit Gelb und Orange. Bis ich mich eines Tages fragte, warum ich kein rotes Bild male. Es machte mich neugierig, und ich ging auf Spurensuche.

Rot besitzt eine positive und eine negative Seite. Ich versuchte, mein Rot von der positiven Seite zu sehen und fühlen. Das Morgenrot bedeutet für mich ein erfrischendes, kühles Rot. Das Abendrot gibt mir Wärme und Geborgenheit. Die rote Rose ist Ausdruck der „Liebe“. Rot ist die Farbe des Begehrens und der Leiden-

schaft. So entstanden in den späten 90er Jahren meine ersten roten Akte.

Rot gibt mir die Kraft und Energie. Ich fühle mich „in Rot“ wohl. Bei einer meiner Ausstellungen sagte mir ein griechischer Gast, er kenne wenige Maler, die so gut mit Rot umgehen können. Das gab mir natürlich Selbstvertrauen. Und ich forschte und probierte weiter, das Rot zu durchleuchten.

Ich kaufte mir rote Pigmente in allen Schattierungen und mischte mir „meine Farbe Rot“ selbst zusammen. Es entstanden interessante Nuancen von hell bis

dunkel. Ich habe mein „Rot“ entdeckt. Es folgten Blumenbilder in allen Facetten.

Ich begleite mein Rot mit warmen Gelb-, Grau- und Erdtönen, sodass ein schöner Kontrast entsteht.

Heute versuche ich, mich mit der experimentellen Malerei auseinanderzusetzen. Es gibt viele Anwendungsmöglichkeiten und Techniken (Mischtechnik, Struktur, Lasur, Verwaschungen). So entstehen meine großflächigen abstrakten Bilder. Ich möchte in meinen Bildern meine Lebendigkeit und Energie ausdrücken und auf den Betrachter einfließen lassen.



Ich male das Rot, deiner
„Liebe und Leidenschaft“.
Ich male das Rot, deiner
„Wärme und Geborgenheit“.
Ich male das Rot, deiner
„Stärke und Kraft“.
Ich male das Rot, deiner
„Energie“ und deines „Feuers“.
Ich male das Rot, deiner
„Verwundung und Verletzlichkeit“.

Ich habe dich, mein Rot gefunden.
Ich male das Rot ...

VON JOHANNES CHRISTANDL

Rot – Die Farbe, von der wir leben!



■ „Bist du aber blass!“ „Die hat gar keine Farbe mehr!“ Fehlt die Farbe, fehlt die Lebenskraft. Das rote Blut ist unser Lebenssaft. Die roten Blutkörperchen transportieren den Sauerstoff und sind damit die Grundlage für die Energieversorgung in unserem Körper.

Für uns als Familie Christandl ist die rote Farbe in doppelter Hinsicht Lebensgrundlage. Johannisbeeren, Aronia und vor allem Holunder enthalten viel roten Farbstoff. Wir kultivieren diese Früchte am Kalvarienberg und rund um Feldbach und verarbeiten sie zu Säften, Marmeladen, Smoothies, Edelbränden oder Likören. Besonders der Holunder wird in der Südoststeiermark schon seit 40 Jahren erfolgreich angebaut. Fast die Hälfte der weltweiten Kulturholunderproduktion kommt aus der Steiermark, und auch bei der Aronia sind

wir österreichweit führend. Was wir selbst nicht verarbeiten, kommt tagesfrisch zur steirischen Beerenobstgenossenschaft nach Lieboch, wird dort tiefgefroren und weltweit vermarktet, zum größten Teil für die Herstellung von Lebensmittelfarbstoff oder Rubini, einer speziellen Holunderfarbe. Lesen Sie einmal die Zutaten von industriell produzierten roten Säften oder Milchprodukten! Vielfach finden Sie einen Hauch Oststeiermark darin.

Jeder weiß, rote Früchte sind gesund. Aber was ist nun so gesund daran und warum? Vorerst einmal der Versuch einer Einteilung: Bei den Pflanzeninhaltsstoffen unterscheidet man zwischen primären Pflanzeninhaltsstoffen, welche die Pflanze für den Stoffwechsel und das Wachstum unbedingt braucht, und den sekundären Pflanzenstoffen. Diese werden nur ■■■

in bestimmten Zellen in kleinen Mengen produziert und haben ganz spezifische Funktionen. Viele dieser Stoffe sind wichtig für die Verbindung der Pflanze mit ihrer Umgebung, wie zum Beispiel der Schutz vor Feinden oder UV-Strahlung oder als Duft- und Lockstoffe. Vergleicht man einen Holunderbaum mit der Riegersburg, wären die sekundären Pflanzenstoffe wie die vielen Mauern, Burggräben, Falltüren und Geschütztürme, die zu ihrer Verteidigung angelegt wurden. Der Holunder perfektioniert dieses Abwehrsystem schon seit Jahrmillionen. Da wir genauso Lebewesen sind und auch vielfach dieselben Feinden haben und negativen Umweltbedingungen ausgesetzt sind, können diese Stoffe auch uns Menschen schützen.

Eingeteilt werden die sekundären Pflanzenstoffe nach ihrem chemischen Aufbau. Die wichtigste Gruppe für uns sind die Polyphenole, sie haben auch die vielfältigsten positiven Wirkungen für den Menschen. Im Holunder können über 4.000 verschiedene Polyphenolverbindungen nachgewiesen werden. Eine Untergruppe davon sind die Anthozyane. Diese verleihen der Pflanze die intensive rote, violette oder blaue Färbung. Ob rot oder blau hängt übrigens nur vom PH-Wert ab. Vielleicht erinnern Sie sich an das Experiment mit dem Blaukraut aus dem Chemieunterricht?

So vielfältig wie die Inhaltsstoffe sind auch die Wirkungen. Sie reichen von im-

munstärkend über entzündungshemmend, blutdruckregulierend bis zu leistungssteigernd. Positive Rückmeldungen erhalten wir auch in Zusammenhang mit Krebserkrankungen. Selbst was das Liebesleben betrifft, findet Holler Vulkan Anwendung in Feldbach. Für detaillierte Informationen kann ich nur auf das Buch „Holunder-Wunderwelt“ verweisen. Gemeinsam mit Prof. Sepp Porta haben wir darin versucht, neue Erkenntnisse, aber auch altes Wissen, anschaulich zusammenzustellen.

Die Forschung ist hier noch ganz am Anfang. Vermutlich auch deshalb, weil diese Pflanzenstoffe ein Geschenk der Natur sind und nicht nachgebaut oder patentiert werden können. Die Pharmaindustrie kann nicht genügend Gewinn machen, und so wird dieser Wunderpflanze wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Anders Anfang des 17. Jahrhunderts: Der deutsche Arzt Dr. Martin Blochwitz hat in seiner Schrift „De anatomia sambuci“ über 50 verschiedene Krankheiten und deren Behandlung mit Holunder beschrieben, wie damals üblich in lateinischer Sprache. Seine Zeitgenossen sahen in diesem Werk einen wertvollen Schatz für die Volksgesundheit, und so wurde das Buch bald in Deutsch und Englisch übersetzt. Zur damaligen Zeit eine wirkliche Besonderheit. Es ist anzunehmen, dass sich, von diesem Buch ausgehend, das Wissen um den Holunder und seine Anwendung auch bei uns in der Volksmedizin verbreitet hat. Nicht umsonst heißt es, vor dem

Holunder sollst du den Hut ziehen. Durch unsere Zusammenarbeit mit Prof. Porta und dem Stadthistoriker aus Oschatz, wo Blochwitz gelebt hat, konnten wir seinen Werdegang rekonstruieren. 2013 wurde anlässlich der Eröffnung unseres Schau Gartens „Holunderwunderwelt“ sogar eine Holundersorte nach Blochwitz benannt.

Das Schöne an Holunder, Aronia und den anderen roten Früchten ist: Man kann sie kochen, braten, backen wie man will, solange sie rot sind, wirken sie. Hauptwirkstoff ist der Farbstoff, und der ist hitzestabil. Bei Holunder ist Erhitzen sogar notwendig, um das darin enthaltene Sambunigrin, ein leichtes Brechmittel, unschädlich zu machen. In der kalten Jahreszeit als Punsch oder in den Tee, Hollerröster zu Süßspeisen, zu Rotkraut oder als Sauce zu Fleisch – der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Getrocknete Aroniabeeren zum Müsli oder mit Schokolade. Vielleicht einen Milchshake mit Aroniasaft oder Holler Vulkan? Bei uns in der Familie gehört es zur Frühstückskultur, dass alle einen Schluck Holler Vulkan trinken, und das mit bestem Erfolg. Ein Tipp noch: Benutzen Sie einen Trinkhalm, dann kommt die Farbe nicht auf die Zähne, sondern dorthin, wo sie hin soll.

Bringen Sie mehr Farbe in Ihre Küche und in Ihr Leben!



Das Rot der Hölle

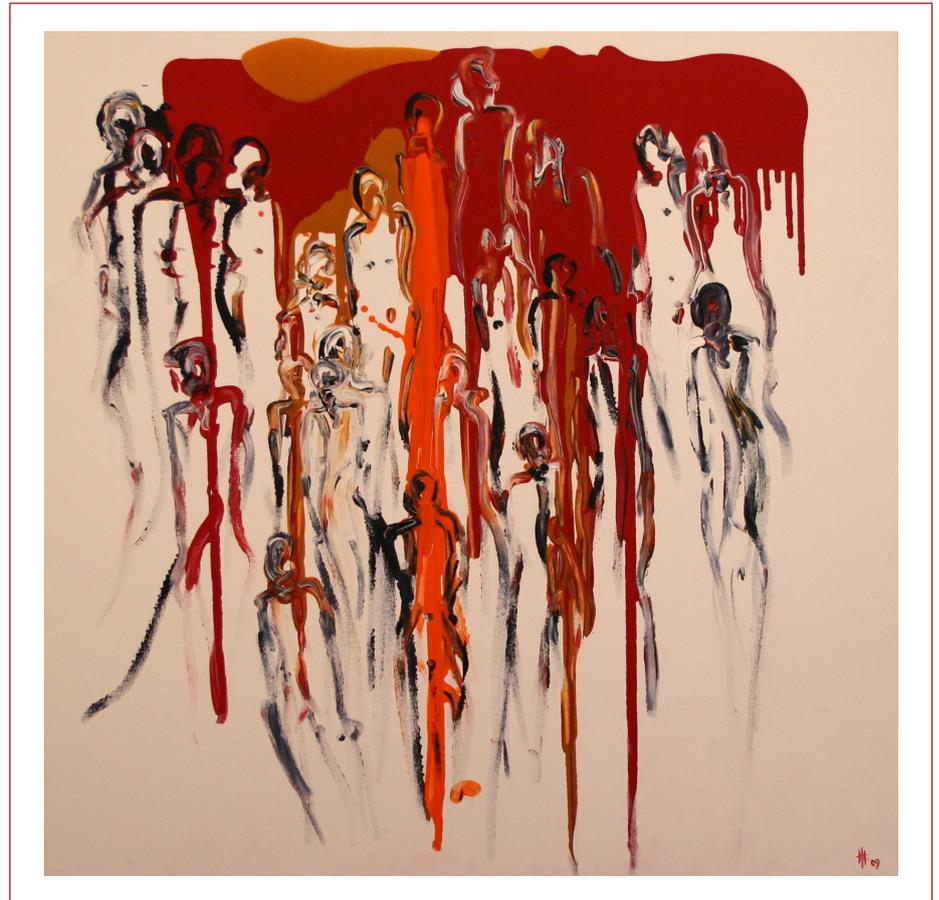
Das Rot der Hölle im Gegensatz zum Rot Jesu

■ Über die Hölle, das Höllenfeuer, „das Rot der Hölle“ zu schreiben, ist für Christen ein schwieriges Unterfangen, da dieses Thema in der Verkündigung Jesu einen geringen Teil ausmacht. Es sind uns nur wenige Worte Jesu über die Hölle in der Bibel, genauer in den vier Evangelien, überliefert. Trotzdem gab es leider in der katholischen Kirchengeschichte Zeiten, da wurde die Hölle zu etwas ganz Wichtigem – denken wir nur an die „Höllpredigten“. Diese Angstmacherei war natürlich unvereinbar mit dem „Evangelium“, d. h. mit der „Froh-Botschaft“ Jesu.

Um das Wenige, das Jesus zum Thema „Hölle“ sagt, besser verstehen zu können, ist es gut, zuerst über „das Rot Jesu“ nachzudenken. Die Symbolik der Farbe Rot spielt nämlich auch im Leben Jesu eine große Rolle; fünf Bedeutungen seien hier angeführt.

1. Das Rot steht für die Liebe Gottes, die in seinem Sohn Jesus Mensch geworden ist: „Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.“ (1 Joh 4, 9) Das Lebenswerk Jesu ist die Liebe. Er lädt die Menschen ein, ihm auf dem Weg der Gottes- und Nächstenliebe zu folgen, den Weg der Lieblosigkeit aber hinter sich zu lassen.

2. Jesus bleibt der Liebe treu bis zu seinem qualvollen Tod am Kreuz. Er wählt auch am furchtbaren Ende seines Le-



bens nicht den Weg, Böses mit Bösem zu vergelten. Jesus löst damit sein eigenes Wort ein: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“ (Joh 15, 13) Hier weist das Rot auf das Leiden, das Blut Jesu hin.

3. Nach dem Tod Jesu ereignet sich dann das ganz Neue: Seine uneingeschränkte Liebe besiegt den Tod und den Bösen. Neues Leben wird Jesus in seiner Auferstehung geschenkt. In der Hl. Schrift heißt es: „Am ersten Tag der Woche kamen die Frauen in aller Frühe zum Grab, als eben die Sonne aufging.“ (Mk 16, 2) Der Sonnenaufgang, die Morgenröte ist dafür verantwortlich, dass der auferstandene Jesus sehr oft mit einem roten Gewand dargestellt wird. Das Rot der Morgenröte wird also zur Farbe der Auferstehung.

4. Jesus, der Auferstandene, wird auch als König verehrt. Natürlich will er kein König im herkömmlichen Sinn sein. Vor

Pilatus bekennt er: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wenn es von dieser Welt wäre, würden meine Leute kämpfen.“ (Joh 18, 36) Jesus, dem König der Liebe und des Friedens, steht auch die Farbe eines Königs, das Rot, zu.

5. Nach seiner Auferstehung beschenkt Jesus seine Jünger mit dem Hl. Geist: „Es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt.“ (Apg 2, 3-4) Für dieses Feuer des Hl. Geistes kommt in erster Linie die Farbe Rot in Frage.

Langsam nähern wir uns nun dem Rot der Hölle. Doch zuerst ist es noch wichtig, uns mit dem Apostel Paulus die Früchte des Hl. Geistes vor Augen zu führen: „Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung.“ (Gal 5, 22-23) Menschen, die versuchen, diese Früchte in ihrem ■■■

Leben umzusetzen, entscheiden sich für die Liebe, für das Rot Jesu.

Es liegt nun aber auch in der Freiheit des Menschen, sich für die Lieblosigkeit entscheiden zu können. Wir können sogar noch weiter gehen: Der Mensch hat die Möglichkeit, so voller Bosheit, Hass, voller Nein zu allem zu sein, dass er für immer sein Gesicht von der Liebe und damit auch von Gott abwendet. Gott respektiert die freie Entscheidung des Menschen bedingungslos. Das bedeutet, dass selbst Gott Liebe nicht erzwingen kann. „Als Liebender ist Gott machtlos, wenn jemand statt des Himmels die Hölle wählt“, heißt es treffend in einem Glaubensbuch für Jugendliche. So ist es nicht Gott, der den Menschen

verdammt, sondern es ist der Mensch selbst, der Gottes barmherzige Liebe ausschlägt und sich freiwillig das ewige Leben bei Gott nimmt, indem er sich aus der Gemeinschaft mit Gott ausschließt. Die Hölle ist also der Zustand des ewigen Getrennt-Seins von Gott, die absolute Abwesenheit von Liebe.

Da es sich bei der Hölle um eine Wirklichkeit des Jenseits handelt, die sich dem menschlichen Wissen entzieht, verwendet Jesus in seinen wenigen Aussagen über diesen Zustand Bilder, die die Hölle ein wenig fassbar machen sollen, wie das folgende Beispiel zeigt: „So wird es auch am Ende der Welt sein: Die Engel werden kommen und die Bösen von den Gerechten trennen und in den Ofen werfen, in

dem das Feuer brennt. Dort werden sie heulen und mit den Zähnen knirschen.“ (Mt 13,49-50) Mit dem Symbol „Feuer“, das Rot der Hölle, will uns Jesus nicht Angst einflößen, sondern uns aufrufen, unsere Entscheidungsfreiheit verantwortungsvoll zu gebrauchen.

Fassen wir zusammen: Dem Menschen steht es frei, das Rot Jesu, die Liebe zu wählen, oder aber auch bis ins Letzte abzulehnen und freiwillig das Rot der Hölle zu ergreifen. Die absolute Ablehnung der Liebe, ein Leben ohne Liebe ist nichts anderes als die Hölle. Gibt es aber wirklich Menschen, die die Liebe zu Gott und den Mitmenschen aus freien Stücken total ablehnen?

VON JOHANN VERHOVSEK

Schönheit, Schmerz, Ewigkeit

■ Wann Menschen begonnen haben, sich Punkte, Striche, Symbole und Bilder in die Haut zu stechen oder zu ritzen, ist unbekannt. Die Haut als äußerst fragile Oberfläche der Körperkunst ist vergänglich, und nur durch glückliche Umstände sind Hinweise aus der Frühgeschichte erhalten. Fest steht, die Technik des Tätowierens ist sehr alt. Die älteste Eismumie der Welt, der vor ca. 7.300 Jahren lebende Ötzi, trug 61 strichförmige Tattoos auf seiner Haut. Reichlich Tätowierungen in Form von Vögeln, Hirschen und mystischen Tieren zeigen auch Mumien, die man im sibirischen Altai-Gebirge gefunden hat. Und auf altägyptischen Mumien sind abstrakte Muster und Pünktchen zu erken-

nen, die auf eine stark verbreitete Kunst des Stechmalens verweisen.

Wo die Technik des Tätowierens erfunden wurde, ist ebenso unbestimmbar. Offenbar hat das Bedürfnis, die Körperoberfläche dauerhaft zu modifizieren, in verschiedenen Kulturen und indigenen Gesellschaften unabhängig voneinander bestanden und spontan zur Entwicklung dieser Kunst geführt. Geklärt ist hingegen die Herkunft des Begriffs Tattoo. Der britische Seefahrer James Cook verwendete in einem Reisebericht 1771 als Erster das Wort „tattaw“ als Bezeichnung für das auf der Südseeinsel Tahiti beobachtete Hautstechverfahren. Cook war es auch, der einen ganzkörper-

tätowierten Polynesier namens Omai mit nach London brachte, wo er als lebendiges Ausstellungsobjekt bestaunt werden konnte. Damit setzte er auch den entscheidenden Impuls zur Wiederbelebung des Tätowierens in Europa, nachdem es seit dem christlichen Mittelalter verpönt gewesen war, den eigenen Körper als ein Abbild Gottes zu verändern. Ein wahrer Tätowierungsboom war die Folge, der bis zum Ende des Ersten Weltkriegs anhielt.

Die Ende des 19. Jahrhunderts durch den italienischen Arzt und Kriminologen Cesare Lombroso publizierte Behauptung, dass Tätowierungen ein sichtbares Merkmal von psychologischen Verbrechernaturen



Die Ausstellung „tARTtoo - Tattoos zwischen Kunst und Lifestyle“ wird am 2. März 2019 um 19 Uhr in der Kunsthalle Feldbach eröffnet. Ausstellungsdauer: bis 30. März 2019, Di-So 11-17 Uhr



Mag. Dr. phil. Johann Verhovsek ist Professor am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität Graz.

und unbeherrschten Trieben seien, und die Ideologie der nationalsozialistischen Rassenhygiene brachten das Tätowieren derart in Verruf, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg faktisch ausgestorben und in einigen Ländern sogar verboten war. Nur Gefängnisinsassen und Seeleuten blieben der Technik treu. Erst durch die Jugendbewegungen der Hippies in den 60er Jahren und der Punks, Biker und Rocker in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts kam das Tätowieren als Randgruppenerscheinung wieder über die USA nach Europa zurück. Symbolisch standen die unvergänglichen Hautbilder für den ewigen Drang nach Freiheit, als Provokation und Protest gegen bürgerliche Werte und als Zeichen der

Zusammengehörigkeit. Für die Mehrheit der Bevölkerung galten Tattoos aber noch einige Zeit als deutliches Stigma für abweichendes, kriminelles und gewalttätiges Verhalten.

In den letzten drei Jahrzehnten veränderte sich die gesellschaftliche Meinung über Tätowierungen deutlich. Es entwickelte sich eine TätowiererInnen-Szene, die sich vom suspekten Handwerk zur angesehenen Kunstform hin stilisierte und die Qualitätsansprüche kontinuierlich steigerte. Dazu kam die massive mediale Präsenz von tätowierten Stars und ein neues Selbstbewusstsein, dass den eigenen Körper zum Objekt gezielter Manipulatio-

nen machte, die für die Ewigkeit gedacht sind. Sich mit Körperbildern aus der Masse hervorzuheben und den eigenen Körper als einzigartig darzustellen und wahrzunehmen, gehört zu den vorrangigen Tätowiermotiven. Für den gesteigerten Körperkult werden sogar Schmerzen in Kauf genommen und als therapeutische Form der Selbsterfahrung und -kontrolle interpretiert. So sind die Tattoos auf dem Weg zur neuen Norm, ja zum gesellschaftlichen Must-have zu werden. In Österreich, wie auch in Deutschland, sind mittlerweile rund 40 % der Männer gleichermaßen wie Frauen in der Altersklasse zwischen 18 und 35 Jahren tätowiert. Tendenz deutlich steigend.

Der Todeskugel-Fahrer

■ Die Todeskugel-Fahrer zogen mit ihren großen durchlochten Metallkugeln, in denen sie mit ihren Motorrädern spektakuläre Runden zogen, von Ort zu Ort. Auf dem Feldbacher Hauptplatz waren die kühnen Fahrer zwischen 1950 und 1960 zu sehen. Bei ihrer Fahrt in der Todeskugel ließen sie auch den Lenker mit den Händen los und kreisten freihändig kopfüber in der Metallkugel.

Einer der weltweit besten und spektakulärsten Todeskugel- und Holzsilosteilwand-Fahrer war Otto Pregartner (1935-2015) aus Paurach. Als erster Fahrer der Welt gelang ihm der Husarenritt, in einer Vier Meter-Kugel zu zweit zu fahren.

„Auf der Grazer Frühjahrsmesse 1955 sah ich dann eine Todeskugel. Ich staunte, wie viel Applaus dieser Fahrer erhielt, und war von der Sache begeistert. Der Fahrer hieß Franz Dunst. Dann stellte ich mich bei ihm vor und erlernte bei ihm das „Todeskugel-Fahren“. Dunst wurde als Kind bei Edelsbach großgezogen und war ein ausgezeichnete Fahrer. Von der B-Gendarmerie bin ich zum großen Erstaunen meiner Vorgesetzten ausgetreten. Dunst stürzte schwer, verletzte sich an der Wirbelsäule, ging als Todeskugel-Fahrer nach Amerika und kam verarmt zurück. Nach Dunst fuhr ich mit Rudi Ekart, während ich mich mit Künstlernamen „Harry Hart“ nannte. Die Kugel, in der wir beide zugleich fuhren, hatte einen Durchmesser von 6 Meter. Doch ich träumte davon, in der kleinsten Kugel der Welt, mit einem Durchmesser von 4 Metern zu zweit zu fahren. Alle Fahrer sagten, das geht nicht. Man hat auf diesem engen Raum keinen Platz, um ausweichen zu können, falls der andere Fahrer auch nur leicht von seiner Linie abweicht. Doch ich baute selbst die Vier Meter-Kugel, in der dann mein Partner und ich fuhren. Er fuhr den Mittelkreis und ich das schwierige Looping.



Otto Pregartner in der Todeskugel

Schon bei der geringsten Abweichung von der richtigen Linie streiften wir einander mit den Helmen oder schlugen sogar fest aufeinander.“

Diese kleine Kugel hatte Pregartner selbst gebaut. Samstag und Sonntag holte er von der Feldbacher Schlosserei Puntigam die dafür notwendigen Eisenteile, die er dann bei der Schottergrube seines Bruders in Paurach an der Raab zusammenbaute und verschweißte.

„Mit meiner eigenen Todeskugel gab ich 1966 in Paurach in der Schottergrube meines Bruders Florian die erste Vorstellung. Viele Pauracher kamen und haben zu mir gehalten. Die Einnahme war mit 1.900,- Schilling ganz gut. Für mich war das sehr viel Geld. Dann baute ich mir eine zweite Kugel, und zwar bei meinem anderen Bruder in der Schmiede in Edelsbach. Es war wieder eine Vier Meter-Kugel, doch um einiges stärker als die erste Kugel. Jetzt verunglückte mein Partner Forster mit dem Motorrad auf der Straße vor einer Veranstaltung in Kärnten. Ich hatte keinen Partner mehr, und nur zu zweit war das

Fahren in der Todeskugel interessant. Da lernte ich den Franz Lafer aus Petersdorf I an, doch kriminelle Umstände brachten die Zusammenarbeit zum Scheitern. Jetzt lernte ich den Knechtl an. Auch hier gab es sofort Probleme. Bei einer Vorführung in Paurach wollte Knechtl zeigen, was er kann. Ich sagte ausdrücklich, er dürfe nur zwölf Runden fahren. Doch er hörte nicht auf mich und fuhr über die vorgegebene Rundenzahl weiter. Er schraubte sich in der Kugelmitte hinauf und wurde schwindlig. Dann fiel er von der Kugeloberseite von der Maschine herunter und die Maschine fiel genau auf seinen Brustkorb. Es krachten die Knochen und er lag schwerst verletzt da. Das war 1972.“

Von nun an fuhr Pregartner alleine weiter. In Zürich arbeitete er an der Steilwand als Holzsilofahrer. Dabei wird in einem Holzsilos mit einem Durchmesser von sieben Meter und einer Höhe von 9 Metern gefahren. Die Zuseher befinden sich am oberen Silorand und blicken in den Silo. Doch die Zeit der großen Erfolge war vorbei. Er baute sich eine Schießbude und

hoffte, wieder einen Partner für die Todeskugelfahrten zu finden. Doch alle, die er kennenlernte, waren zu wenig gut und wollten immer nur Stars sein.

„Ich bin in Österreich auf allen Messen und größeren Volksfesten und in vielen Orten gefahren. Selbstverständlich auch beim Saukirtag in Jagerberg oder beim Zellerfest in Söchau. In Jugoslawien fuhr ich in den meisten größeren Orten.“

Die erste Maschine von Pregartner war eine 250 ADI mit 10 bis 12 PS. Dann fuhr er eine 350 Moto Guzzi mit 16 PS, eine PUCH 250 TF, eine PUCH 150 und eine PUCH 125 mit Stahlpressgabel. Alle Maschinen wurden teilweise umgebaut und leichter gemacht.

„So eine Maschine hat keine Bremse, keinen Kickstarter und keinen Ganghebel. Du fährst immer mit demselben Gang. Gestartet wird sitzend, in dem man die Kuppelung zieht, die Maschine in der Kugel nach hinten leicht aufwärts schiebt, nach vorne abrollen lässt und die Kupplung auslässt. Man fährt in der Kugel mit zirka 44 Stundenkilometern. Für den Start hatten wir ein spezielles Zeichen. Streckte ich drei Finger hoch, hieß das: zwei Mal schaukeln und beim dritten Mal wegfahren. Beide Fahrer fahren hintereinander bis zum Mittelring, dann reißt einer die Maschine hinunter und steigt zum Looping auf.“

Die Vorstellung musste eine Zeitlang dauern, daher war der gesamte Ablauf auf eine Steigerung der Spannung aufgebaut. Schon vor Startbeginn zeigten die Fahrer vor ihrer Kulisse auf dem Motorrad einige Kunststücke.

„In der Show fuhr zuerst ein Fahrer allein bis zum Mittelring und salutierte dort. Dann fuhr einer im Damensattel eine Schleife und als dritter Programmpunkt wurde gezeigt, wie sich Maschine und Mensch in senkrechter Fahrt im Looping



Beim Looping

überschlagen. Der Höhepunkt war dann die Todesfahrt mit zwei Fahrern zugleich in der kleinen Kugel. Beliebt bei den Zuschauern war auch der Todessalto im Damensitz. Was wir hier oft leisteten, kann man nicht trainieren. Der Applaus des Publikums hat uns zu diesen Leistungen getragen. An einem 1. Mai fuhr ich auf der Grazer Messe 39 Vorstellungen. Der Druck auf die Halswirbel war enorm und der Hintern war offen und blutig. 1967 verlangten wir für Kinder ab 7 Jahren 3 und für Erwachsene 5 Schilling Eintritt. 1970 kostete auf der Grazer Messe die Platzmiete für die Todeskugel 64.000 Schilling.“

Otto Pregartner hatte im Laufe seiner Karriere mehr als 43 Stürze mit Körperverletzungen.

„Die große Gefahr ist ein Schwindelanfall. Die Kugel wird von außen geschlossen und ist von innen nicht zu öffnen. Bei einem Unfall kann der Fahrer nicht hinaus. Ist er beim Training allein und die Maschine beginnt zu brennen, ist die Gefahr enorm. Ich wollte der erste auf der Welt sein, der in der Todeskugel mit einem Gokart fährt.



Autogrammkarten mit Partnern

Dies übte ich in Paurach und bin in einer Schleife abgestürzt. Das Gokart begann zu brennen und ein herbeieilender Pauracher hat mich aus der Kugel befreit.“

Bis 1984 fuhr Pregartner noch auf der Grazer Messe und vereinzelt gemeinsam mit Carl De-Buigne. Seine letzte Todeskugelfahrt drehte er beim Lugitsch-Markt 1984 in Gniebing.

Christian, you are an IRONMAN!

■ Die Hitze ist erbarmungslos, ich atme tief, Krämpfe sind am ganzen Körper spürbar. Ich bin mit ihm vereint – dem Schmerz, der mich so viele Stunden in meiner Leidenschaft begleitet hat. Wir sind keine Feinde, aber auch keine Freunde – wir haben uns arrangiert. Wir haben uns arrangieren müssen! Denn 3,8 km Schwimmen im warmen Wörthersee, 180 km Radfahren durch die Hügeln Kärntens und 42,21 km Laufen im Raum Klagenfurt haben mich nicht nur einmal „rot sehen“ lassen. In der Ferne kann man es schon hören. Jubel, Musik, Applaus, immer mehr Menschen säumen sich entlang der Strecke. Bis ich es lesen kann. Das rote „M“ mit einem Punkt darauf. Das legendäre Markenzeichen von IRONMAN. Der rote Teppich führt mich ins Ziel. Und da kann ich es hören: „Christian, you are an IRONMAN and on the podium of an Ironmanrace.“

In 9 Stunden und 20 Minuten habe ich es geschafft. Dritter Platz in meiner Altersklasse. Aber nicht ich alleine. Auch wenn man alleine über die Ziellinie läuft. Meine Lebensgefährtin, meine Eltern, meine Schwester mit ihren Kids, meine Trainingspartner, alle diese wunderbaren Menschen haben mich begleitet. In den tausenden Trainingsstunden, die im Vorfeld zu absolvieren waren, um einer der besten Österreicher im Triathlonsport zu sein.

Aber nicht nur im Sport ist es mir wichtig, immer wieder im Grenzbereich zu agieren. Auch in meinem Brotberuf, als Offizier im Österreichischen Bundesheer, bin ich es gewohnt, unter Schlafentzug und geringer Nahrungszuführung wichtige Entscheidungen am Gefechtsfeld zu treffen. Meine Ausbildung an der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt hat mich nicht nur national stark gefordert, auch international konnte ich im Rahmen meines Auslandsstudium an einer der weltweit bekanntesten Militärakademien, nämlich in WEST POINT in New York, gemeinsam mit amerikanischen Soldaten mein militärisches Fachwissen unter Beweis stellen. Auch dort war ich im Triathlonsteam der US-Army aktiv. Täglicher Dienstbeginn um 05:00 Uhr, um Training und Studium unter einen Hut zu bringen, stellten mich vor nicht alltägliche Herausforderungen. Zurückblickend auf mei-

ne sechs Monate im „XXL-Land“ Amerika kann ich nicht wirklich sagen, was mich mehr geprägt hat. Die Leidenschaft Triathlon, wo Selbstdisziplin und Ehrgeiz mir so viele Glücksmomente zurückgegeben haben, oder sechs Monate Amerika, getrennt von Familie und Freunden, welches sicher das größte Abenteuer meines Lebens war.

Wie schon der bekannte Staatstheoretiker und Schriftsteller Charles de Secondat sagte: „Es sind immer die Abenteuer, die große Dinge vollbringen.“ Deswegen bin ich überzeugt, dass wir uns auf Abenteuer einlassen sollen, auch wenn es oft bedeutet, den so genannten „inneren Schweinehund“ zu überwinden und vielleicht auch manches Mal die Komfortzone zu verlassen. Denn „rot sehen“ kann auch des Öfteren etwas Positives bedeuten bzw. bewirken.



Der rote Knopf



■ „Wenn ihr nicht sofort still seid, dürft ihr in der Pause nicht Ball spielen“, lässt Emma die Lehrerin sagen, den flachen, mausgrauen Knopf, der mit den anderen weißen, braunen und schwarzen Knöpfen in dem Dorf lebt, das Emma aus Wäscheklammern gebaut hat. Sie kennt jeden ihrer Knöpfe. Für jeden hat sie einen Namen ausgesucht, jedem seine Identität geschenkt, die er ein Knopfleben lang behalten darf. Obschon Emma überzeugt ist, dass die Knopfmenschen ebenso traurig oder fröhlich sein können wie sie selbst, verteilt sie die Positionen nach dem äußeren Erscheinungsbild. Der dicke Knopf aus Metall ist der Bürgermeister, der die Dorfbewohner barsch zu-rechtweist, wenn sie sich wegen der zu knapp bemessenen Lebensmittel-bezugskarten beschweren. Die schlichten, nichts sagenden Hausfrauen müssen Tag für Tag putzen und Wäsche waschen und am Sonntag in die Kirche gehen. Dort predigt der kohlrabenschwarze Pfarrer von der Kanzel herab. Seine Stimme klingt ebenso furchterregend wie die Schilderung der Qualen in den lodernen Flammen der Hölle, sodass es Emma selbst angst und bange wird. Schnell spricht sie ein Gebet, bevor sie die Knopfmänner als Bauern und Handwerker auf dem Dorfplatz aufstellt. Zwar ist auch deren Äußeres recht eintönig, aber da sie Männer sind, gibt ihnen Emma eine Stimme, die sie laut erheben, wenn sie sich wegen der bevorstehenden Währungsreform in den Haaren liegen und erst recht dann, wenn der vermaledeite Krieg das Thema ist.

Emma weiß nicht genau, was Krieg ist. Sie weiß nur, dass er mit der ganzen Welt zu tun hat, die Nummer zwei trägt und seit kurzem vorbei ist. Sie wurde in diesen Krieg hineingeboren. Dessen Ende macht jedoch für sie keinen Unterschied. Der Hunger fühlt sich immer noch gleich an, die Löcher in den Schuhsohlen sind eher größer geworden und der dünne Mantel kann weder verhindern noch verbergen, dass ihr magerer Kinderkörper vor Kälte zittert. Aus dieser realen Welt flüchtet Emma immer wieder, um sich in ihrem Wäscheklammerndorf mit ihren Knöpfen zu treffen.



Eines Tages findet Emma auf der Straße einen Knopf. Er ist rot. Er ist knallrot. Emma nennt ihn Annelies und baut hurtig ein neues Haus aus Klammern. Sie platziert die rote Annelies mitten auf dem Dorfplatz, sodass sie von allen gesehen und bewundert werden kann. Mit zunehmendem Unbehagen nimmt Emma wahr, dass ihre Knopfmenschen allesamt weiß, braun, schwarz und grau sind, das Knopfdorf düster zu ihr emporschaut und

die zerklüfteten Wäscheklammern aus verblasstem Holz diesen tristen Eindruck noch verstärken. Nachdenklich streichelt Emma den erhöhten Rand des roten Knopfs immer wieder, spürt wie das Unbehagen schwindet und folgt dem Impuls, Annelies mit einem Lied gebührend willkommen zu heißen. Die Knopfmenschen singen: „Dornröschen war ein schönes Kind, schönes Kind, schönes Kind ...“. Da funkeln die Augen der roten Annelies aus ihren beiden eigentlich zum Annähen gestanzten Löchern. Sie schickt ihr feuriges Rot zu ihren Knopfkameraden, die sich diesem Zauber nicht entziehen können.

Getragen von dieser Energie gelingt es ihnen, den störenden Staub abzuschütteln und ihre Masken zerbröseln zu lassen. Der Bürgermeister schickt den in seinem dicken Bauch versteckten Glanz an die metallene Oberfläche, und flugs folgen die anderen Knöpfe seinem Beispiel. Die weißen enthüllen ihre unschuldige Reinheit, die schwarzen geben sich vornehm elegant, die grauen beweisen, dass ein Hauch von Silber in ihnen schlummert und der strengen Lehrerin kann nur bestätigt werden, dass sie

keiner Maus der Welt mehr ähnelt.

Emma betrachtet nunmehr ihre Knopfmenschen mit anderen Augen. Die Freude, die sich ihrer bemächtigt, zerreißt den Schleier, der nur den Blick auf die reale Welt zugelassen hat, die sich nicht länger im Dorf der Knöpfe spiegelt. Freude und Heiterkeit lässt Emma nunmehr Regie führen und die Knopfmenschen lauthals alle Lieder singen, die ihr ■■■

in den Sinn kommen. Die winzigen Knopfkinder hüpfen im Kreis und müssen sich nicht mehr Knopf an Knopf vor der Lehrerin aufstellen, die Frauen treffen sich nach der im Handumdrehen verrichteten Hausarbeit zum Kaffeekränzchen und sind erleichtert, dass der Pfarrer, statt mit ewigen Höllenqualen, nur noch mit dem Fegefeuer droht, während der dicke Bürgermeister mit den Knopfmännern am Wirtshausstammtisch die Welt zu ändern versucht. Und die rote Annelies? Sie versorgt ihre Knopfkameraden weiterhin großzügig mit ihrem strahlenden Rot,

wohl wissend, dass deren unbuntes Dasein ihre eigene Schönheit unterstreicht.

Verlässt Emma ihr Knopfdorf, steckt sie die rote Annelies in ihre Tasche, nimmt sie mit in ihre reale Welt und überlässt sich ihrer kraftvollen Energie. So bleibt ihr nicht verborgen, dass die Menschen allmählich aus ihrer Schockstarre erwachen. Die Erkenntnis, überlebt zu haben, lässt sie aus der bloßen Existenz in das Leben zurückfinden. Kälte und Hunger sind besiegt. Der Krieg Teil ihrer Vergangenheit. Zwar suchen sie vergebens nach

einem „roten Knopf“, doch sie träumen, und ihre Träume sind nicht dazu verurteilt, Träume zu bleiben.

Uli Wagner gewann beim Literaturwettbewerb 2018 den 3. Platz.

VON ROMAN WALLNER

Protanopie

■ Erstes Drittel

Die Welt hält ihren Atem an. Schon so lange, so fühle ich, hat sie auf diesen Moment gewartet. Auch mir selbst erscheint es wie eine Ewigkeit der Vorbereitung, eine Ewigkeit des Lernens, eine Ewigkeit des vorsichtigen Vorfühlens, des Vorantastens, des Kreisens. Die Welt steht hinter mir, so fühle ich, will es genauso sehr wie ich. Ein Rauschen fährt durch sie hindurch. Langsam aufkeimender Applaus wird zum Dröhnen. Weit aufgerissene Kehlen wollen mich vorantreiben – der Moment ist doch so nah! Bewusst halte ich mich noch zurück. Was ist schon ein Sandkorn mehr im Stundenglas der Gezeiten? The patient hunter gets the prey. Und Geduld habe ich bewiesen, Ausdauer und langen Atem. Es ist dieser letzte Augenblick bevor, so fühle ich – nein, bin von ganzem Herzen überzeugt – etwas wahrhaftig Bedeutendes geschieht. Die

Sterne stehen richtig. Vollste Konzentration, Blick auf das Wesentliche gerichtet, Emotionen gedämpft, ein Kribbeln, positive Aufregtheit. Ein angenehmes Gefühl. Das Ziel ganz deutlich vor Augen, Scheuklappen. Ich stürme los. Alle Hebel in Bewegung gesetzt, volle Kraft voraus, die Armaturen blinken auf. Das Ziel zum Greifen nahe, die Welt gerät in Ekstase, die über mich und durch mich durch schwappt.

Knapp daneben ist auch vorbei. Vielleicht hat es nicht sollen sein. Nenne es Schicksal, Zufall oder Pech. Tatsache: Das Ziel verfehlt. Zum Dank noch einen brennenden Stich in den Nacken. Der physische Schmerz wird schnell vergehen. Die unscheinbare Narbe wird niemanden stören – außer mich selbst. Eine quälende Erinnerung an mein Versagen bis ans Ende meiner Tage. Die Welt

jault auf, als fühlte sie mit mir. Fühlt sie mit mir? In mir zieht Herbst ein. Eine quälende Erinnerung an mein Versagen. Weiß nichts mit mir anzufangen. Eine quälende Erinnerung an mein Versagen. Das Ziel immer noch in Reichweite. Bis ans Ende meiner Tage. Neukonsolidierung. Die quälende Erinnerung an mein Versagen bis ans Ende meiner Tage ist gut, ist positiv, ist wichtig, ist richtig! Wer nicht verliert, kann nie gewinnen! Pantarhei, alles fließt, ist in Bewegung, ewiger Wandel, Dynamik, das einzige Beständige ist die Veränderung – it's the same with songs, birds, alphabets: If you want something to die, keep it still. Und vom Stillstand habe ich genug. Hinter dem unaufhörlichen Fluss steht ewige Einheit. Ich wachse, erstarke in Sekundenschnelle, bin wieder heil und voller Drang. Die Welt hält ihren Atem an.

■ ■ ■ Zweites Drittel

Wie viele zweite Chancen darf man sich leisten? Und dritte? Und vierte? Exponentialfunktion. An wen kann man sich wenden? Flüsterer, Weissager, Propheten – guter Rat ist teuer, ich bezahle ihn mit Schmerzen. Nacken und Rücken mit Narben bedeckt. Bis ans Ende meiner Tage. Mir wird der Schädel schwer. Alles, nur nicht den Kopf in den Sand stecken! Wie auch? Wenn ich gar nicht weiß, wo er mir steht. Alles, nur nicht den Kopf hängen lassen! Wie auch? Wenn ich gar nicht weiß, wo er mir steht. ALLES, nur nicht ... nur nicht das Ziel aus den Augen verlieren. Das Wasser steht mir bis zum Hals. Geheimer Wunsch: Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen und mit dem großen Strom des Lebens gehen! Error 404 – File Not Found. Keine Alternativen. Nur das Ziel. The Show must go on. Und wie sie das tut! Wieder und wieder stürme ich an. Gestreckter Galopp. Das Visier ist weit offen. Immer stärker, immer mehr Kraft und Einsatz, immer mehr. Begrenzte Reserven. Die Welt klatscht höflich in die Hände. Was für ein Kampfgeist! Welch Entschlossenheit! Bewundernswert! Applaus und Zuspruch alleine lassen das Herz nicht endlos schlagen. Eine Sorge keimt: Kann man das Ziel gar nicht erreichen? Kann nur ich es nicht? Tiefer die Stiche. Tiefer die Wunden. Trotz. Raserei. Selbstverstümmelung. Bis ans Ende meiner Tage. Pfiiffe und Buh-Rufe. Es tut mir leid. Nein, ich tue mir leid. Tausend Flüche! Oder gilt der Unmut dem Ziel, das sich mir verschworen hat? Die Welt fühlt mit mir! Fühlt sie mit mir?

■ ■ ■ Drittes Drittel

Fühlt keine Show ihren Atem, bewundernswert auf das Wesentliche gequält? Die Welt hält mein Versagen mit immer mehr Kraft und Einsatz, if you want something to die, dem großen Strom keiner Alternativen in den Sand neukonsolidierend – der Moment ist doch so nah! Ein angeschlagener Kämpfer ist wild und

gefährlich, so erzählen es die Ammen. Tatsache: Dementia pugilistica. Viel genommen. Alles gegeben. Rien ne va plus. Alles auf eine Karte gesetzt und rien ne va plus. Das Ziel immer noch in Reichweite. Jackpot. Mottenfang. Rien ne va ... Dolchstoß ins Genick. Die Welt hält ihren Atem an. Ihr elektronisches Gedächtnis speichert die quälende Erinnerung an sein Versagen bis ans Ende aller Tage. Wie ein Hund! Ellipse.

Bin ich noch länger Held dieser Geschichte? War ich es jemals überhaupt? Erinnerung an den Anfang. Error 410 – File Gone. Tobender Applaus brandet auf, bis man das Salz schon schmecken kann. Die Welt verlangt eine Ehrenrunde! Standing ovation. Warten auf den letzten Akt, ein viertes Viertel. Warten auf Katharsis. Warten auf Triumph. Warten auf Stromausfall, ausatmen, auf irgendetwas! Warten. Ich habe genug gewartet.

Roman Wallner ist
Literaturpreisträger der
Stadt Feldbach 2018.





Von Blut und Blutsaugern und der Heimkehr Carmillas

■ Als mich vor einigen Jahren ein Fernseheteam bat, eine künstlerische Arbeit zum Thema Blut zu machen, hatte ich sofort Bilder aus meiner Kindheit und den Schlachtszenen im Kopf, die ich bei unserem Nachbarn, dem Ungerbauern, miterlebte. Das stärkste Bild war das Ausbluten des Schweines nach der Tötung. Das Blut wurde in weißen Milchkanen aufgefangen und hat geschäumt. Damit es nicht klumpt, wurde es fest gerührt, bis man schließlich einen frischen Bluatommerl daraus machte. Das Weiß der Milchkanne mit dem tiefen Rot des Blutes und die hellroten Blasen am Rande der Milchkanenwand, sowie der Geruch des warmen Blutes, haben sich in mein Gehirn gebrannt. Leben und Tod hat sich in dieser Milchkanne für mich vereint, und bis heute kann ich nicht Blutrot und Weiß auf meine Bilder nebeneinander malen, ohne dabei Blut zu riechen.

Und ein zweites Bild aus dem tiefen Fundus meiner heimatlichen Kindheit stieg in meinem Inneren auf: Schloss Hainfeld. In meinen kindlichen Vorstellungen ge-

heimnisvoll und wunderbar, weil ich es nie betreten durfte. Es ist ein viereckiger, eindrucksvoller Bau, uneinnehmbar durch einen Wassergraben geschützt, das größte Wasserschloss der Steiermark. Nur zu betreten durch ein mächtiges Holztor, dessen kleiner Zutritt, wenn man nicht das ganze Tor öffnet, den Besucher zum Kleinmachen zwingt.

Meine Sehnsucht, dieses Schloss zu betreten, hat mich in Jugendjahren mit dem früheren Besitzer Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall beschäftigen lassen. Später, auf der Suche nach einem Atelier, lernte ich die letzte Besitzerin Cleo Hammer-Purgstall kennen. Auch diesmal fand ich keinen Zugang, denn sie ließ mich nur Wirtschaftsgebäude vor dem Schloss besichtigen, die schon so lange nicht betreten worden waren, dass vor einer Tür ein Baum so dicht aufgewachsen war, dass man nicht hineingehen konnte. Schon sah ich mich wie der Landvermesser K. in Franz Kafkas Roman „Das Schloss“, dem auch nie der Zutritt gelang.

Jahre später illustrierte ich für ein Sagenbuch von Johann Schleich die Geschichte der Carmilla, eines weiblichen Vampirs. Diese Carmilla trieb ihr Unwesen vermutlich wohl zwischen Bad Gleichenberg und Schloss Hainfeld in Leitersdorf. Man weiß es nicht genau, aber es liegt nahe, dass das Vorbild oder, besser gesagt, die Vorgängerin des Hauptdarstellers im Roman des irischen Schriftstellers Bram Stoker, des Grafen Dracula, in der früher entstandenen Novelle und deren Hauptfigur Carmilla des Iren Joseph Sheridan Le Fanu zu finden ist. Und diese Carmilla ermöglichte mir, 140 Jahre nach ihrer Erfindung in der Novelle, den Zutritt zum Schloss Hainfeld. Ich machte eine künstlerische Aktion, exklusiv nur für eine kleine Schar von Menschen, festgehalten durch Kameras eines Filmteams und Fotografen. Geheimnisvoll und auf wundersame Weise verbanden sich Erinnerung, das Rot des Blutes und dessen Bedeutung von Leben und Tod mit dem transzendenten Weiß einer Hülle eines Menschen und dem Weiß des Mehls für menschliche Nahrung.

Erinnerungen an die Sowjetunion

Die Autorin (Jhg. 1947) ist in Gorliwka, Ost-Ukraine, aufgewachsen. Heute lebt sie in Feldbach. Der Text wurde von ihrer Tochter, Mag. Iryna Wachtler, zur Verfügung gestellt.

■ Ich stand vor dem Fenster und sah einen düsteren März-Tag. Ich war an diesem Tag alleine zu Hause und langweilte mich. Durch das Fenster sah ich einen Schwarm Spatzen ... Plötzlich fing die Sirenen an zu heulen ... Ich wusste nicht, was passiert war, und eine innere Unruhe macht sich breit. Mein Blick fiel auf den Kalender: 5. März 1953. Ich war fünfeinhalb Jahre alt, und noch heute erinnere ich mich sehr gut an diesen Tag. Am Abend kam mein Vater nach Hause und sagte: „Stalin ist tot“. Am nächste Tag ging er mit einer schwarz-roten Armbinde zur Arbeit. Die Ära des Stalinismus war zu Ende. Die Ära von Repressionen, in der Leute Angst vor einander hatten, Angst, miteinander über Politik zu reden: Ein falsches Wort, und am nächsten Morgen kommen die NKWD (das Volkskommissari-

at für innere Angelegenheiten) und holen dich, stecken dich ins Gefängnis oder erschießen dich ohne ordentliche Gerichtsverhandlung.

Meine Eltern haben nie erzählt, wo sie einander kennengelernt haben. Sie trafen sich 1943 in Deutschland in einem deutschen Lager. Mein Vater war als Kriegsgefangener dort und meine Mutter wurde 1942 nach Deutschland entführt. Ich habe das erfahren, als ich 15 Jahre alt wurde. Das war ab da unser Familiengeheimnis. Nach dem Tod von Stalin hatten wir Angst, dass wieder ein Krieg kommt. Niemand wusste, wie es weiter geht.

Im Jahr 1953 wurde Nikita Sergeewich Chruschew zum ersten Sekretär der CK KPSS (Zentrales Komitee der kommunistischen Partei der Sowjetunion) gewählt. Seine Regierung ist mir im Gedächtnis geblieben. Brot mit Mais und Erbsen, freie politische Diskussionen mit Nachbarn und Bekannten. Wir hatten keinerlei Luxus, aber Zusammenhalt und Freundschaft und Hilfsbereitschaft. An eine Feier erinnere ich mich noch sehr gut. Wir hatten einen Tisch im Hof gedeckt, alle Nachbarn kamen und jeder brachte mit, was er konnte: eingelegte Gurken, Speck und Erdäpfel. Mein Vater spielte Geige, und die Leute waren glücklich, einfach zusammen zu sitzen und keine Angst zu haben vor Krieg oder Repressalien. Sie hatten den Glauben in den Kommunismus, und dieser war ein starker Glaube. Mit der Regierung von Chruschew bekamen wir endlich ein ■■■

Protokoll der Kunstaktion:

20 Liter Schweineblut werden mit Milchkanne ins Schloss getragen. In der Schlosskapelle ergießt sich das Blut in eine abgeformte Hülle eines menschlichen Körpers. Ein junges Mädchen mit langen Haaren spielt auf dem Altar sitzend Geigenmusik von Vivaldi. Ich breite ein hundert Jahre altes Schütttuch auf dem Steinboden der Kapelle aus. Darauf streue ich Mehl. Mit den Händen schöpfe ich Blut aus der menschlichen Hülle und tropfe das überdimensionale Portrait Carmillas auf die Mehlfläche. Das Blut verklumpt mit dem Mehl. Für kurze Augenblicke ist Carmilla in die Kapelle und die Gruft von Schloss Hainfeld zurückgekehrt, bis ich das Mehl mit ihrem Antlitz zusammenkehre und im Wassergraben von Schloss Hainfeld versenke.



Switlana Dizhefarowa mit ihren Eltern

politisches „Taufwetter“. Es folgten riesige Bauten: Wohnhäuser, Parkanlagen, Kulturzentren, Krankenhäuser, Kindergärten und Schulen.

Der Weg zum Kommunismus begann schon in der Schule. In der Sowjetunion waren die Schüler zwischen 7-9 Jahre alt, als sie sich Gruppen der „Komsomol“, die Jugendorganisation der Sowjetunion, der Schule beitraten. Diese Gruppen wurden von angesehenen Personen aus dem Kreis der Pioniere oder Komsomolzen der Schule geleitet. In diesen Gruppen bereiteten sich die Kinder auf den Eintritt in die Pionierorganisation namens „W. I. Lenin“ vor. Jeder von uns war stolz, das Oktober-Stern-Abzeichen zu tragen, nah am Herzen. Was für ein wunderbares Gefühl war das für mich und meine Klassenkameraden, als wir bei den Pionieren aufgenommen wurden. Wir legten in der Nähe des Lenin-Denkmal den Eid ab, dass wir zum Wohle unseres Heimatlandes studieren und arbeiten werden. Abschließend wurden wir gefragt: „Pioniere im Kampf um den Fall der kommunistischen Partei, machen Sie sich bereit!“ Und wir antworteten stolz darauf: „Immer bereit!“ Heute können wir diese Zeit natürlich aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Jedenfalls hat uns diese Jugendorganisation zu Respekt vor den Älteren erzogen, weiters ehrlich zu sein, sein Heimatland zu lieben, fleißig zu lernen und den Schwachen zu helfen.

Meine schönstes Erlebnis war das Pionierlager. Die ersten Pionierlager wurden in den 1920er Jahren von der kommunistischen Partei in verschiedenen Ländern durchgeführt. Sowohl die Komsomol-Lager der Pionierorganisation „Wladimir Iljitsch Lenin“ in der Sowjetunion als auch die Lager des zur KPD gehörenden Roten Frauen- und Mädchenbundes orientierten sich in ihrer äußeren Gestalt an den Zeltlagern der Pfadfinderbewegung. Inhaltlich stand jedoch die Erziehung zum „kommunistischen Menschen“ im Mittelpunkt. Damit richteten sich die Pionierlager auch gegen ähnliche Angebote

anderer Jugendverbände und Organisationen, bei denen eine Beeinflussung der Arbeiterkinder befürchtet wurde. Schon um 1930 wurden einige dieser Lager als so genannte „Pionierrepubliken“ bezeichnet, in denen die teilnehmenden Kinder weitgehende Mitbestimmungsrechte hatten.

In meiner Jugendzeit war ich sehr glücklich. In der Schule haben wir immer Matinees oder Konzerte organisiert, Altpapier gesammelt oder in einem Sowchoz (landwirtschaftlicher Großbetrieb in der Sowjetunion) gearbeitet. Das Geld, das wir dabei verdienten, nutzten wir für Stadtführungen. Jeden Sommer hatten wir in der Schule ein Praktikum, bei dem wir die Wände ausmalten und die Fenster putzten.

Mein nächster großer Schritt kam mit 14 Jahren: Ich wurde zur Komsomol. Als Mitglied erhielt man ein Komsomol-Abzeichen und einen Ausweis. Jeder musste die Komsomol-Charta kennen. In der Schule hatte man dadurch sofort einen neuen Aufgabenbereich: die Patenschaft. Bei mir waren es die Schüler der dritten Klasse Volksschule. Ich musste Kontrollen durchführen, wie die Schüler lernten und ob sie ihre Hausaufgaben erledigten, die Disziplin prüfen und Freizeitbeschäftigungen planen. In der Schule hatten wir verschiedene Möglichkeiten, uns zu beschäftigen: tanzen, singen, nähen, stricken, Nachhilfe in der verschiedenen Fächern, und das alles kostenlos.

In Jahr 1958 gab unser Staatssekretär Nikita Chruschew den Befehl betreffend das Verbot von Viehbestand aus. Dies war nicht einfach für die Bevölkerung. Wir hatten zu Hause selbst Hühner und Ziegen für die Nahrungsversorgung, und plötzlich wurde diese Nahrungsquelle verboten. Das Regime von Nikita Chruschew war hart und drehte sich intensiv um antireligiöse Politik. Daher kam auch der berühmte Ausspruch: „Religion ist Opium für das Volk“. Es gab keine Weihnachten, Ostern oder andere religiöse Feiertage. Anstatt in die Kirche zu gehen, musste man Kirchen „komsomolische Gefolgs-

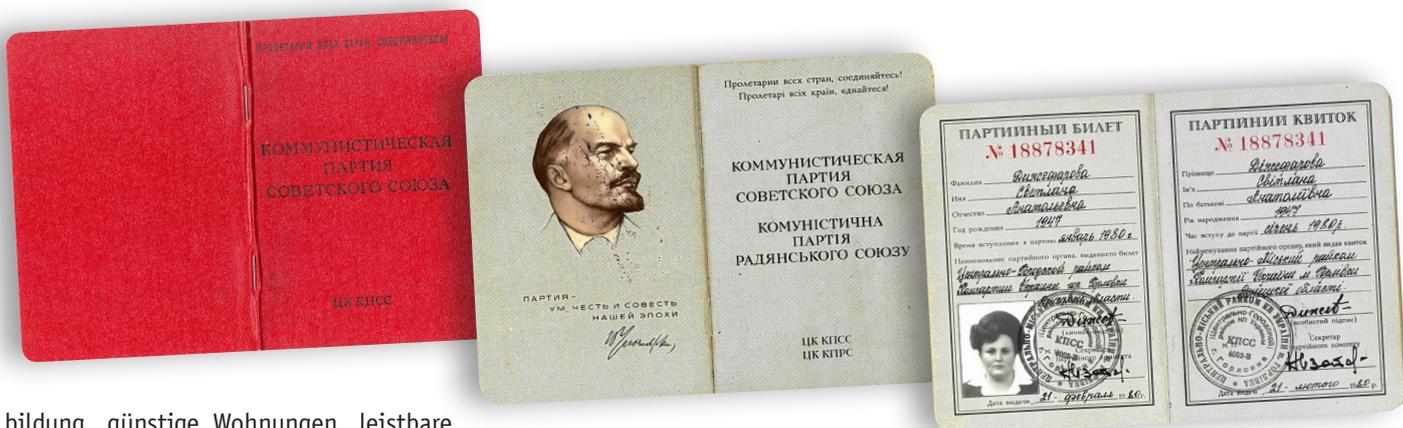
schaft“ pflegen – wenn jemand von den jungen Menschen trotzdem in der Kirche gegangen ist, bekam er ein echtes Problem: Es gab eine Niederschrift in der persönlichen Datei.

Die oberste Ideologie der Partei war, die Jugend auf den richtigen Weg zu bringen. Das bedeutete Ablenkung von Werten und Kultur des Westens, was Musik, Zeitungen und Mode einschloss. Diese Ablenkung stellte sich wie folgt dar: arbeiten in der Freizeit in Parks, Staatsgärten, organisierte Wettbewerbe der künstlerischen Selbstachtung, älteren Menschen helfen, staatliche Feiertage.

Diese Zeit war die beste Zeit in meinem Leben. Man fühlte sich immer als Mittelpunkt, und dies vermittelte das Gefühl, dass das Leben wunderschön ist.

Die „Kuba-Krise“ von 1962 stellte eine dramatische Verschärfung der internationalen Situation dar, die durch die Gefahr eines Krieges zwischen der UdSSR und den USA aufgrund der Stationierung von sowjetischen Mittelstreckenraketen in Kuba verursacht wurde. Wir lebten zu diesem Zeitpunkt alle in Angst. Meine Mutter und meine Großmutter redeten viel über den Krieg. In der Schule hatten wir „Politische Klassen“, in denen uns erklärt wurde, was der „Kalte Krieg“ mit Amerika bedeutet. Zum Glück gab es eine friedliche Einigung des Konfliktes.

Das Leben ging weiter mit dem neuen Sekretär der CK KPSS, Leonid Brezhnev, von 1964 bis 1982. In seiner Ära gab es das BAM (Bajkalo-Amurskaya-Magistral). Zu diesem Zeitpunkt fing ich an, als Diplomschwester in einem Spital zu arbeiten, und am Abend studierte ich an der Universität. Mein Ziel war, einmal als Arzt in einem Labor oder einer ähnlichen Einrichtung beschäftigt zu sein. Mein Leben war immer verbunden mit Komsomol und sozialen Projekten. Der Glaube in die Partei und in eine glanzvolle Zukunft hat uns damals alle sehr verbunden. Wir hatten ein geregeltes Leben, mit der Hoffnung und dem Glauben, dass es noch besser wird: kostenlose medizinische Versorgung, Kindergärten, kostenlose Aus-



bildung, günstige Wohnungen, leistbare Lebensmittel und keine Arbeitslosigkeit. Sicher, es gab auch eine „Schattenwirtschaft“, aber das war mit heute nicht vergleichbar.

1980 trat ich der Partei bei. Ich war eine junge, dynamische Frau mit neuen Ideen. Ich war als Chefarzt des Labors tätig und nebenher immer mit politischen Aufgaben im Krankenhaus betraut. Ich war ein „Partorg-Vertreter der Partei in Massen“. In der Sowjetunion war die Verwendung von „Partorg“ als Vertreter der kommunistischen Partei in Institutionen, Organisationen, Unternehmen, Truppen und militarisierten Abteilungen weit verbreitet. Diese Personen wurden Parteiorgane (in Streitkräften politische Organe) genannt. Meine Aufgabenbereiche bei Parteisitzungen umfasste die Kontrolle der Arbeit des ganzen Krankenhauses. Es galt, Probleme zu lösen und die Arbeit zu verbessern, weiters die Kontrolluntersuchungen von Arbeitern aus großen staatlichen Betrieben, Fabriken und Bergwerken durchzuführen: Jedes Jahr kamen alle Arbeiter und Angestellten zu kostenlosen Gesundheitsuntersuchungen.

Die Arbeit bedeutete für uns alles, aber wir vergaßen, dass wir Feiertage hatten. Am 29.12.1982 gab es eine unvergessliche Silvesterparty. Jede Abteilung musste ein Lied, einen Tanz oder eine akrobatische Einlage vorbereiten. Jeder musste etwas zu essen mitbringen, wie zum Beispiel Salate, Mehlspeisen, Brötchen oder eingelegtes Gemüse. Für den Kauf von Krimsekt wurde Geld eingesammelt. Jede Frau, unabhängig von ihrem Stand, zeigte sich adrett in einem schönen Kleid. Die Männer trugen Anzüge, sie waren ordentlich und ansprechend, mit Krimsekt in der Hand. Im Krankenhaus gab es eine eigene Musikgruppe. Diese wurde von einem Arzt gegründet. Die Leute hatten

wirklich unbeschwertem Spaß, ohne dabei nachzudenken. An diesem Abend gab es keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen. Die Leute waren offen und nicht neidisch.

Nach dem Tod von Leonid Brezhnev folgte die Amtszeit von Jurij Andropow, dem ehemaligen Leiter des KGB. Er fing an mit Kontrollen der Arbeitszeit und Anti-Korruptionsmaßnahmen. Es wurde alles überwacht, aber das Leben war trotzdem normal. Weniger Spekulanten und Schmiergelder waren die Folge. Er hat nur 2 Jahre regiert, ihm folgte Konstantin Chernenko.

Die wahrhaft neue Ära hat mit Michail Gorbachev begonnen. Wir lernten neue Begriffe: „Perestrojka“, „Glasnost“, „Demokratija“. Wer konnte sich damals vorstellen, dass der Anfang dieser neuen Ära das Ende unseres vormals ruhigen und glücklichen Lebens bedeutete. Das neue Leben mit Michail Gorbachew begann mit dem „Kampf gegen Alkohol“: Weingärten wurden abgeholzt, strenge Gesetze und die „Gesellschaft der Nüchternheit“ hatte alles unter Kontrolle. Einerseits war alles unter strenger staatlicher Kontrolle, andererseits haben die Menschen angefangen, sich andere „Vergnügungen“ zu suchen. Und sie wurden fündig: Drogen. Wir bekamen viel Freiheit, wie die westlichen Medien damals meinten, aber mit dieser Freiheit kam auch Chaos in Form von „Mafia“, „Reket“, keine Auszahlungen von Löhnen und Gehältern. Lebensmittel gab es nur mit speziellen Karten. Alle Bergwerke und Fabriken schlossen nach und nach ihre Pforten. Aus meiner Sicht ging alles, was wir aufgebaut hatten, unter. Zu diesem Zeitpunkt wurde man von den Veränderungen überrannt. Alles konnte frei gekauft und verkauft werden, jedoch ohne Rücksicht auf Mitmenschen.

Die Leute fingen an, alles für Groschen zu verkaufen, nur damit die Familie überlebte. Familienschmuck, Wohnungen, Autos wurden versetzt, und plötzlich waren da viele obdachlose Menschen: ehemalige Professoren von Universitäten, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Militäroffiziere. Der einzige Weg, zu überleben, war der Basar. Lebensmittel konnte man nur am Basar kaufen, denn die Geschäfte hatten alle zugesperrt. Steuern bezahlte dort nie jemand, es war ja alles unkontrollierbar. Das Vertrauen zwischen den Menschen war weg, und der Profitgedanke übernahm die Oberhand.

Was haben wir mit unserer „Unabhängigkeit“ und „Freiheit“ bekommen? Nichts! Die „große Ära“ des Kommunismus war vorbei. Das Volk wurde arm, für die Ausbildung musste man bezahlen, auch für die medizinische Versorgung. Viele Arbeitslose im Land waren ohne Einkunftsquellen. Der Unterschied zwischen Reich und Arm wurde deutlich sichtbar.

Ich trage noch immer etwas Schmerz und Bitterkeit in mir. Meine „große Heimat“ wurde einfach verkauft und verraten. Meine Generation kann bis heute nicht ganz realisieren, dass unser glückliches Leben der Vergangenheit dort geblieben ist und nicht mehr zurückkommt. Das waren die besten Jahre unseres Lebens. Eines Lebens, in welchem jeder ohne Hintergedanken hilfsbereit war. Wir hatten 15 Republiken mit verschiedenen Nationalitäten, aber wir waren alle ein Volk einer großen Nation - der USSR. Wir waren sehr stolz auf unser Land, alle: Russland, Ukraine, Weißrussland, Moldau, Armenien, Aserbaidschan, Georgien, Turkmenien, Kasachstan, Kirgisien, Tadschukistan, Uzbekistan, Latvien, Litland, Estland.

